



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Milena Agus

Die Welt auf dem Kopf

Roman

Aus dem Italienischen
von Monika Köpfer

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Milena Agus sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:

Die Frau im Mond (13736 und 25337)

Solange der Haifisch schläft (13774)

Die Flügel meines Vaters (13912)

Die Gräfin der Lüfte (14027)

Die im Motto zitierten Zeilen aus Romain Garys Roman

›Du hast das Leben noch vor dir‹

wurden von Eugen Hemlé ins Deutsche übersetzt.

Der Roman erschien 2002 im Diana Verlag, München.

Der Verlag dankt Eugen Hemlé

für die freundliche Genehmigung zum Abdruck.



Deutsche Erstausgabe

2013

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 2012 nottetingo srl

Die italienische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel ›Sottosopra‹ bei nottetingo, Rom.

© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Lisa Höfner unter Verwendung
eines Fotos von plainpicture/mia takahara

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28013-6

*»Sehen Sie, wie schön Madame Rosa war, vor den Ereignissen.
Sie sollten sie heiraten ...«*

*»Ich hätte sie vielleicht vor fünfzig Jahren geheiratet,
wenn ich sie gekannt hätte, mein kleiner Mohammed.«*

*»In fünfzig Jahren hätten Sie sich aneinander gewöhnt.
Jetzt können Sie sich viel besser leiden, und um sich anzuöden,
haben Sie keine Zeit mehr.«*

Romain Gary, ›Du hast das Leben noch vor dir«

Erster Teil

Eins

Bevor ich die Signora von unten und den Signore von oben kennenlernte, interessierte ich mich nicht für das Alter. Meine Eltern kamen erst gar nicht dazu, alt zu werden; mein Vater nahm sich viel zu früh das Leben, und Mama wurde wieder zum Kind. Zu meinen Großeltern habe ich keinen Kontakt mehr, und die Pflegerin meiner Mutter ist ein junges Mädchen.

Jedenfalls hätte ich mir nie vorstellen können, dass ein alter Mensch je meine Fantasie beflügeln könnte. Bis ich der Signora von unten und dem Signore von oben begegnete. Seither ist das Alter für mich nicht mehr etwas Dunkles, sondern wie ein helles Flackern, womöglich das letzte.

Zwei

Vor einiger Zeit klopfte Mr. Johnson, der Signore von Oben, an meine Tür. Er war gekleidet wie ein Gentleman, mit schlichter Eleganz, außer dass seine Schnürsenkel nicht gebunden waren, sein Hosensaum herunterhing und er zwei verschiedenfarbige Socken trug.

»Ich wohne im oberen Stockwerk«, sagte er. »Wir sind Nachbarn.«

»Ich weiß. Unser Haus ist ja nicht so groß, dass man sich nie über den Weg läuft.«

Er hatte eine Bitte: Ob ich vielleicht seine Blumen gießen könnte. Er spiele nämlich Geige auf Kreuzfahrtschiffen und müsse demnächst zu einer neuen Reise aufbrechen, und seiner Frau lägen die Blumen sehr am Herzen, vor allem die Rosen und die Pflanzen mit den roten Erbsen, und er wolle nicht, dass sie sie bei ihrer Rückkehr vertrocknet vorfinde.

»Es gibt keine roten Erbsen, Mr. Johnson, Sie meinen wahrscheinlich Beeren.«

Vor ein paar Tagen kam er dann von der Kreuzfahrt zurück und klopfte wieder an meine Tür, um sich bei mir zu bedanken. Den Rosen und den roten Erbsen gehe es prächtig, sagte er, doch das war nicht der eigentliche Grund seines Besuchs. Es war ihm ein bisschen peinlich, aber er wollte mich fragen, ob ich unter meinen Mitstudentinnen eine ausfindig machen könnte, die ihm für Kost und Logis den Haushalt führen würde. Seine Frau sei nämlich fortgegangen, vielleicht für immer, und jetzt brauche er nicht nur ein Zimmermädchen, sondern eine richtige Haushälterin, denn mit Staubwischen allein sei es ja nicht getan. Er sehe mich nämlich immer mit einem Bücherstapel unter dem Arm und habe den Eindruck, dass man mir vertrauen könne.

Ich brauchte gar nicht lange nachzudenken, sondern begab mich schnurstracks zu Anna, der Signora von unten, die sich, obwohl herzkrank, mühsam ihren Lebensunterhalt verdienen muss. Tag für Tag fährt sie mit dem Bus quer durch die Stadt zu ihren verschiedenen Putzstellen und muss mehrmals umsteigen. Bestimmt würde sie sich glücklich schätzen, wenn sie stattdessen nur zwei Treppen in den oberen Stock hinaufgehen müsste.

Kurz darauf saßen wir, die Signora von unten und ich, auf dem Sofa und warteten auf den Signore. Sie schaute mich an, als wollte sie sagen: »Was für eine Wohnung dieser Signore von oben hat! Ach, so eine schöne Wohnung. Hast

du gesehen, wie hell sie ist? Und die Sonnenterrasse mit Meerblick, ach, und diese Spiegel!«

Ein Zimmermädchen, das wie ein Zimmermädchen angezogen war, bat uns, im Salon Platz zu nehmen. »Er kommt gleich«, sagte sie und ließ uns allein.

Dann betrat Mr. Johnson den Raum, gekleidet wie ein Gentleman, mit schlichter Eleganz, außer dass sein Jackett-ärmel zerrissen war.

»Ihr Jackenärmel ist zerrissen!«, sagte ich und deutete auf seinen Ellbogen.

Er entschuldigte sich und ging wieder hinaus, ich dachte, um sich umzuziehen, und Anna warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu, aber als er wieder hereinkam, hatte er noch immer dieselbe Jacke an.

»Mr. Johnson«, sagte ich, »das ist die Signora von unten, die für Sie arbeiten könnte.«

»Oh, vielen Dank!«

»Meine Freundin kann alles – kochen, nähen, putzen, waschen –, und sie bügelt wie keine andere.«

»Danke!«

»Mr. Johnson, die Signora arbeitet auch in anderen Haushalten, aber wenn Sie wollen, kann sie schon morgen bei Ihnen anfangen.«

»Danke!«

»Dann also bis morgen, Mr. Johnson?« Endlich hatte Anna auch einmal etwas gesagt.

»Bis morgen!«

Endlich hatte Mr. Johnson sie angesehen und direkt mir ihr gesprochen.

»Auf Wiedersehen!«

»*See you soon!*«

Und wir gingen wieder.

Während des Vorstellungsgesprächs, das eigentlich kein richtiges Vorstellungsgespräch war, hatte er ein bisschen zu oft »Danke!« gesagt, als wären wir gekommen, um ihm einen Gefallen zu tun, und nicht wegen der Stelle, aber wir dachten, dass es sich nur um eine weitere merkwürdige Angewohnheit bei ihm handelte, wie die nicht gebundenen Schnürsenkel, die verschiedenfarbigen Socken oder der zerrissene Ärmel. Deswegen zerbrachen wir uns auch nicht weiter den Kopf, sondern stiegen wieder in die dunkle Wohnung der Signora hinunter, um das gelungene Vorstellungsgespräch zu feiern. Die einzige Lichtquelle der Wohnung ist die Verandatür des Wohnzimmers – des »guten Zimmers« –, die gleichzeitig der Wohnungseingang ist und auf die Hintertreppe hinausgeht, und wenn man ein wenig Privatsphäre haben will, muss man den Vorhang vorziehen. In der übrigen Wohnung ist es immer Nacht – in der Küche, im Bad und im Schlafzimmer –, weil die paar wenigen einzigen Fenster, die es gibt, auf die Treppe hinausgehen. Und das einzige Panorama, das sie bieten, sind die Beine der Nachbarn aus der oberen Wohnung. Anna begab sich, um heiße Schokolade mit der automatischen Espressomaschine zuzubereiten, die ihr ihre Tochter von ihrem ersten Gehalt

gekauft hatte, in die dunkle Küche mit den an den Wänden hängenden Pfannen, den zwei alten, separaten Wasserhähnen und den Regalen voller Konserven, Einweckgläser mit Marmelade und in Öl eingelegtem Gemüse. Im Grunde ist eine automatische Espressomaschine angesichts all der anderen Dinge, die Mutter und Tochter dringend bräuchten – zum Beispiel moderne Armaturen oder eine Zentralheizung für den Winter, wenn es so kalt in der Wohnung ist, dass der Atem zu weißen Wölkchen gefriert –, so ziemlich das Letzte. Aber die Signora von unten hat nun einmal eine Vorliebe für unnötige und ausgefallene Dinge. Das »gute Zimmer«, das mit der großen Verandatür zur Hintertreppe, erinnert mich immer ein bisschen an eine große Hütte, die ein Schiffbrüchiger gebaut und mit lauter Dingen ausgestattet hat, die bei hohem Seegang ans Ufer gespült wurden: Tische und Beistelltische, bunt zusammengewürfelte Stühle, darunter schmiedeeiserne und welche mit geschnitzten Rückenlehnen in Tiergestalt, eine Anrichte mit überladenen Verzierungen, ein Bücherregal aus den Sechzigerjahren, dunkelrote Brokatvorhänge und, dahinter, Jalousien.

Anna findet ihre Wohnung ebenso gewöhnlich wie ihren Namen, er ist ihr zu schlicht und leise. Dafür hat sie sich beim Namen ihrer Tochter, Natascha, ausgetobt. Die hätte wiederum lieber einen normalen Namen gehabt und findet ihn einfach nur peinlich.

Anna deckte den Kaffeetisch im guten Zimmer und goss die Schokolade in zwei Porzellantassen, zu ihrem Bedauern

allerdings aus einer einfachen Keramikkanne, einem Werbe-
geschenk von Mulino Bianco.

»Sobald ich es mir leisten kann, kaufe ich eine richtige
Schokoladenkanne aus Porzellan, wie es sich gehört«, sagte
sie entschuldigend.

»Vom ersten Lohn, den dir Mr. Johnson bezahlt.«

»O ja, was für ein Glück! Ich habe geahnt, dass mir et-
was Außergewöhnliches passieren wird«, sagte sie. »Und
jetzt weiß ich, was es war: dass ich in die obere Wohnung
gehen würde. Hast du gesehen, wie das Licht auf den Ter-
rassenfenstern spielt und wie hoch die Decken sind? Sie
haben sogar ein Schrankzimmer. Alle reichen Leute haben
ein Schrankzimmer. Und dort gibt es nicht nur Schränke,
sondern auch ein Bügelbrett mit ausklappbarem Ärmel-
brett, ein Dampfbügeleisen und eine Nähmaschine, mit der
man auch sticken kann. Nur Mr. Johnsons Zimmer sieht ein
bisschen aus wie die Zelle von einem Trappistenmönch, fin-
dest du nicht auch? Ein Bett, eine Kommode, ein Sessel und
ansonsten nur Geigen – Geigen und Notenständer. Wie die
Zelle von einem musikalischen Trappistenmönch, um genau
zu sein.«

»Aber, was mir nicht gefallen hat, ist, dass er immer nur
»Oh, Danke!« gesagt hat. Wofür musste er sich denn bedan-
ken? Wir sind doch nicht zu ihm gegangen, um ihm einen
Gefallen zu tun. Im Übrigen habe ich von den Nachbarn ge-
hört, dass Mrs. Johnson, seine Frau, vor einiger Zeit mit zwei
Koffern aus dem Haus kam und in ein Taxi stieg, wobei sie

›Du Schwein!‹ zu ihm sagte. Und er stand in der Haustür und sah sie mit dieser verträumten Miene an, die er immer zur Schau trägt, während der Taxifahrer das Gepäck im Kofferraum verstaute.«

»*Mischineddu*« – der arme Kerl –, »seine Frau hat ihn allein mit dem Hausmädchen gelassen!«, sagte Anna in ironischem Ton. »Und die hat nichts Besseres gewusst, als monatelang die Spiegel und Fenster zu putzen und das Silber auf Hochglanz zu polieren, weil sie gedacht hat, dass Mrs. Johnson bald zurückkommt. Dabei legt er auf solche Dinge gar keinen Wert. Hast du in den Kühlschrank geschaut?«

»Ja, hab ich«, erwiderte ich. »Man könnte meinen, er hätte einen Dornröschenschlaf gehalten: Stalaktiten, grün verschimmelter Käse, saure Milch und welke Petersilie. Und die Tomaten erst, hast du die Tomaten gesehen? Und den verfaulten Kopfsalat? Ich habe einen raschen Blick auf das Verfallsdatum der Butter geworfen, es ist ungefähr identisch mit dem Zeitpunkt, als seine Frau ihn verlassen hat.«

»Seine Frau muss eine richtige Angeberin sein, wenn sie sich Mrs. Johnson nennt. Sie ist Sardin durch und durch und macht einen auf Amerikanerin.«

»Ich weiß allerdings, dass sie eine sehr reiche Sardin ist.«

»Woher du nur immer alles weißt, meine kleine Topfguckerin, sogar das Verfallsdatum der Butter hast du nachgesehen!«

»Aber ich mische mich nicht in anderer Leute Angelegenheiten ein. Ich interessiere mich für sie, jedoch nicht, um über sie herzuziehen, sondern um sie besser zu verstehen.«

»Du solltest Detektivin oder Anwältin oder Richterin werden. Warum studierst du ausgerechnet Literatur?«

Drei

Seit meinem zehnten Lebensjahr verbrachte ich jeden Sommer hier, nach dem Unglück, das heißt, nachdem Papa gestorben und Mama verrückt geworden war. Mit meiner Tante und meinem Onkel, die mein Vormund waren, und meinen Cousins kam ich in den Sommerferien aus unserem Dorf hierher. Meine Großeltern mütterlicherseits hatten die Wohnung in Cagliari gekauft, weil sie dachten, das Meer würde mir guttun. Jeden Tag riefen sie an, um sich zu vergewissern, dass wir am Poetto-Strand gewesen waren und ich viel gerannt und geschwommen war. Sie wurden nicht müde, meine Tante zu ermahnen, auch ja gut aufzupassen, dass ich nicht zu weit ins Meer hinausschwamm, für den Fall, dass ich auf dumme Gedanken käme, denn man wisse ja, wes Kind ich sei. Ich war mir jedoch sicher, dass mir nichts zustoßen würde. Im Gegenteil, ich sorgte mich um

die anderen, dass sie ertrinken könnten, und wenn meine Cousins oder meine Tante und mein Onkel im Wasser waren und sie mir nicht antworteten, wenn ich sie rief, war ich außer mir vor Angst. Ich fuhr immer mit Herzklopfen nach Cagliari, denn hier wusste niemand über mich Bescheid, und niemand stellte Fragen. Auf dem Land hingegen fragten die Leute, wenn sie einen nicht kannten, einfach: »*Fill'e chini sesi?*«, was heißt: »Wessen Tochter bist du?« Und ich antwortete immer wahrheitsgemäß, wer meine Eltern waren, worauf sie mich mitleidig ansahen. Hier in Cagliari waren sogar meine Tante und mein Onkel entspannt, und ich lief mit meinen Cousins unbeschwert herum, als gäbe es hier keine Gefahren, als lauerten sie nur zu Hause auf dem Dorf.

Nach dem Unglück hätte ich auch zu meinen Großeltern ziehen können, aber meine Mama brauchte mich: Verwirrt, wie sie war, wollte sie mich um sich haben und wartete immer schon auf der Veranda oder Loggia unseres Hauses, von wo aus sie mich am besten sehen konnte, wenn ich mich dem Hauseingang näherte. Und morgens, wenn ich in die Küche kam, lächelte sie mich an, als wäre ich für sie eine unglaubliche Überraschung, und konnte es kaum erwarten, ihr Milchkaffeeritual zu beginnen. Aber statt mir ein Marmeladenbrot zu machen, bestrich sie das Tischtuch mit Marmelade. Mittlerweile hatten beide Großelternpaare die Beziehung zu ihr abgebrochen; ihre eigenen Eltern ertrugen es nicht länger, ihre Tochter zu besuchen, die sie nicht mehr erkannte, und meine Großeltern väterlicherseits gaben

ihr die Schuld an Papas Selbstmord. Folglich war es ihnen recht, dass meine Tante die Vormundschaft für mich übernahm, Mamas Schwester, die verheiratet war und Kinder ungefähr in meinem Alter hatte. Doch war meine Tante immer angespannt, wenn wir uns auf dem Land aufhielten. Wenn sie zum Beispiel für meine kleinen Cousins einen Kindergeburtstag gab, griff sie immer zu einer List, damit ich nicht dabei war, um die Gäste nicht in Verlegenheit zu bringen. Mama stand, schon bevor sie wahnsinnig wurde, im Ruf, nicht ganz richtig im Kopf zu sein, noch in der Zeit vor Papas Tod, als nur sie beide von der Schülerin wussten, in die Papa sich verliebt hatte. Immer wieder machte sie etwas Verrücktes, zum Beispiel versuchte sie, die Todesarten von berühmten literarischen Figuren nachzuahmen, denn als Lehrerin kannte sie sich in der Literatur aus. Einmal lief sie durchs Haus und stieß immer wieder den Kopf gegen die Wand, wie Pier delle Vigne in der ›Göttlichen Komödie‹, nachdem Friedrich II. ihn unschuldig in den Kerker geworfen hat. Ein andermal stürzte sie sich in einen Bewässerungskanal, genau wie Ophelia – deren Namensvetterin Mama im Übrigen ist –, nachdem Hamlet zu ihr gesagt hat: »Geh in ein Kloster!«

Manchmal nahm sie mich im strömenden Regen mit hinaus und ging mit mir auf den matschigen Wegen spazieren, während der Wind unsere Regenschirme umklappte, sodass sie hinterher unbrauchbar waren. Zerzaust, vor Kälte zitternd und von oben bis unten mit Schlamm bespritzt, kehrten wir nach Hause zurück.

Mit der Zeit wurde Mama, die früher einmal eine Schönheit gewesen war, immer hässlicher: Die Beruhigungsmittel hatten ihren Blick starr werden lassen, und vom vielen Weinen hatte sie Tränensäcke unter den Augen. Da uns schon damals keiner mehr besuchte, drängte mich Mama immer wieder, Freunde nach Hause einzuladen. Als nie jemand kam, beschloss sie, eben selbst zu den Leuten zu gehen. Wir machten uns fein und verließen Hand in Hand das Haus, um Freunde oder Bekannte zu besuchen, aber es machte nie jemand auf.

Nachdem meine Tante mein Vormund geworden war, lud sie niemanden mehr zu sich ein, und ich besuchte sie nur, wenn die Familie unter sich war. Aber auch wenn wir unter uns waren, sprach man nie über mich und meine Belange, zum Beispiel darüber, wie es mir in der Schule ging oder was ich dachte oder was mir gefiel. Und auch von meinen Eltern sprach man nie. Papa wurde nie mehr erwähnt, und Mamas Name, Ofelia, fiel nur, wenn es sich um organisatorische Dinge handelte oder man sich mit den Ärzten oder Mamas Betreuerin abstimmen musste.

Von meinen Eltern weiß ich also nur das Wenige, was mir in Erinnerung geblieben ist, wobei ich noch recht klein war, als das Unglück geschah.

In Cagliari hingegen durfte ich vorhanden sein, auch wenn es nur für die Dauer der Sommerferien war. Morgens ging ich zum Strand, und abends las ich Bücher mit Kinderreimen, die ich auswendig lernte, weil ich diese Welt liebte,

in der alles auf dem Kopf stand und trotzdem alle glücklich waren. Alles war schön hier. In meiner Kindheit waren die Tauben noch nicht so aufdringlich wie heute und nicht so aggressiv und so zerrupft, sondern aufgeplustert und gefühlvoll. Es war eine Freude, sie gurren zu hören, immerzu waren sie verliebt, und natürlich machten sie damals auch schon Dreck, aber sie waren dabei höflicher, rücksichtsvoller. Manchmal, wenn sich ein kranker Spatz in unsere Wohnung verirrte, pflegten wir ihn gesund und ließen ihn dann wieder frei. Abends duftete es nach Basilikum, und vom Fenster zum Hof sah man den noch blassen Mond einträchtig mit der Sonne am Himmel stehen.

Hier in der Stadt gelang es mir, nicht an meine Mama zu denken, die meinen Papa immer anschrie: »Ich wünschte, du wärest tot!« Als wir ihn dann tot von der Decke baumelnd fanden, mit frisch polierten Schuhen, stellte sich heraus, dass das gar nicht stimmte, es war ihr gar nicht lieber, dass er tot war. Und da wurde sie dann endgültig wahnsinnig. Während Papa im Nebenzimmer auf sein Begräbnis wartete, sorgte sie sich, dass die Gäste, die zum Kondolieren gekommen waren, etwas zu trinken bekamen. »Ist etwas da, was wir ihnen anbieten können?« »Gibt es im Kühlschrank Fruchtsäfte?« Sie erinnerte sich nicht mehr, dass er tot nebenan lag, vielleicht dachte sie, die Leute hätten sich anders besonnen und kämen endlich wieder zu Besuch, so wie früher.

Aber nichts war mehr wie früher. Alles hatte sich verändert, und die Eltern der anderen Kinder sahen es nicht

gern, wenn sie mit mir zusammen waren, als fürchteten sie, sie könnten sich bei mir anstecken. Also war ich immer allein in unserem Garten und gewöhnte mich daran, nur noch das Nötigste zu sprechen. Deswegen nannte mich meine Lehrerin »Kleiner stummer Buchstabe«, der Titel eines italienischen Kindergedichts. Mir schien, als hätten sich sämtliche Eltern meiner Schulkameraden gegen mich verschworen und ihren Kindern eingebläut, einen Bogen um mich zu machen. Nur mit einer Schulkameradin war ich eine kurze Zeit dick befreundet, einem Mädchen aus einer der ärmsten Familien des Dorfes, das gern den Clown spielte und dessen Mutter die Dorfbewohner *egua* nannten, Hure.

Ich lud sie in unseren schönen alten Garten ein und sie mich zum Essen zu sich nach Hause, und auch wenn ihre Mutter eine *egua* war, so war sie herzlich zu mir, und mir schmeckte es bei ihnen. Zu Hause oder bei meiner Tante hingegen schnürte es mir den Magen zu, und wenn ich mich zwang, wenigstens ein paar Bissen herunterzubekommen, wurde mir übel. Es war eine kurze, glückliche Episode, aber dann mussten meine Tante und mein Onkel dafür gesorgt haben, dass man uns trennte, weil das Mädchen angeblich ein schlechter Umgang für mich war. Von da an war ich wieder allein auf meiner Schulbank oder in meinem geliebten Garten, wo es so herrlich nach Blumen duftete, dass man es sogar jenseits der Mauer riechen konnte, und wo abends der Mond wie ein weißes Gespenst zwischen den Zweigen der Bäume am hellen Himmel erschien, noch bevor er sich

nachtblau zu verfärben begann. Eine mondformige Wolke. Ich kannte alle Blumen und Pflanzen: die Mimosen, deren Blüten auf die Kieswege fielen, den Flieder, die Freesien und Ranunkeln, die verschiedenen Rosensorten, die Glyzinie, die sich mit ihren violetten Blütentrauben um die Haustür rankte, den Rizinusstrauch mit seinen roten Blüten und den kleinen Weinberg hinter dem Haus, aus dessen Früchten der Bauer, der sich um unseren Garten kümmerte, einen hervorragenden Wein machte. Denn unser Haus befand sich und befindet sich noch immer am Dorfrand, am Ende einer Sandstraße, wo die offene Landschaft beginnt, in einem Landstrich Sardiniens, dessen sanfte Hügel sich im Frühling mit allen möglichen Grüntönen überziehen.

Vier

Hier, in der Wohnung in Cagliari, stellte ich alle möglichen Mutmaßungen über die Johnsons an, die den oberen Stock bewohnten. Weil ich nur im Sommer hier war, bekam ich sie nie zu Gesicht, denn dann fuhren sie, wie mir die Hausangestellten erzählten, ans Meer, an diese Promiorte auf Sardinien, wo die Schönen und Reichen Urlaub machen. In ihrer Abwesenheit malte ich mir aus, dass sie unbeschreiblich reich seien, glaubte sogar, dass es sich bei ihnen um die Johnson & Johnson handelte, von denen mein Badeschaum stammte. Wegen des milden Klimas hielten sich die Johnsons nur im Winter in unserem Haus auf, die Zwischensaison verbrachten sie in Paris. Die Signora, die gern dekolletierte Kleider trug und die Haare zu einem eleganten Bananenknoten schlang, in den sie eine brillantenbesetzte Nadel steckte, kleidete sich dort nach der neuesten

Mode ein. Die Johnsons verfügten über eine große Zahl an Bediensteten, die von der Rangfolge her eine Art Pyramide bildeten: Ganz oben an der Spitze waren die Hausangestellten, die hatten weitere Dienstboten unter sich und die wieder welche und so weiter.

Von den Hausmädchen, mit denen ich mich angefreundet hatte, erfuhr ich dann auch, dass Mr. Johnson nicht etwa ein Industrieller, sondern ein berühmter Violinist war und sich ganz und gar nicht wie ein typischer Reicher gebärdete. Ganz im Gegenteil, er sei, wie sie mir auf Sardisch erklärten, *fuliau de sa maretta*, »ein vom Sturm an Land gespülter Schiffbrüchiger«. Das Geld hatte seine Frau, die sich mit Mrs. Johnson ansprechen ließ, aber sie war keine Amerikanerin, sondern Sardin durch und durch: Von den Eltern über die Großeltern bis zu den Urgroßeltern waren alle Sarden gewesen. *Su mundu a fundu in susu*, »eine auf den Kopf gestellte Welt«, meinten die Dienstmädchen. Denn normalerweise ist doch der Amerikaner der Reiche und der Sarde der Arme, oder nicht? Die Hausangestellten erzählten mir auch, wie außerordentlich schön, wahnsinnig *chic* und pariserisch Mrs. Johnson war und dass sie wegen der Figur nie etwas von dem aß, was sie auf dem Markt einkaufen und zubereiten ließ, sondern dass all die Köstlichkeiten immer nur für die Gäste da waren. Sie legte großen Wert auf gute Umgangsformen und bestand darauf, dass zum Mittagessen immer die silberne Glocke geläutet wurde, selbst wenn alle im selben Zimmer waren und man nur hätte sagen müssen: »Zu Tisch, bitte!«

Mrs. Johnson bereute es, eine Wohnung hier in der Marina gekauft zu haben, einem ärmlichen Viertel, das vorwiegend von Schiffbrüchigen aus Pakistan, Bangladesch, dem Senegal, Maghreb und aus China bewohnt wird. Wo es einem aus der zwischen den Fenstern aufgespannten Wäsche auf den Kopf tropft und man den Geruch nach Knoblauch, Frittiertem, allen möglichen exotischen Gewürzen, Heizöl und Urin nicht mehr los wird, und es sich, wenn es denn mal nach Parfüm riecht, allenfalls um einen süßlichen asiatischen Duft handelt. Einem Viertel, wo sich Weiße, Gelbe und Schwarze aus den Fenstern lehnen und sich gegenseitig etwas zuschreien, und wenn es heiß ist, sich die Frauen auf einen Schemel vor die Hauseingänge mit den hässlichen Aluminiumtüren setzen, durch die man auf dunkle Treppen blickt, die so eng sind, dass man nicht zu zweit nebeneinander gehen kann, und wo zu den Gebetsstunden der Ruf des Muezzins durch die Lautsprecher gellt und die Menschen die Straße vor dem Gebäude mit der Wohnung verstopfen, die man in eine Moschee umfunktioniert hat. Doch mit dem herrlichen Blick auf den Hafen gab sie mächtig an.

Die Johnsons hatten auch einen Sohn, Johnson junior, aber die Hausangestellten hatten ihn noch nie zu Gesicht bekommen.

Sobald sie ein großes Schiff im Hafen ankommen oder abfahren sahen, riefen sie mich aus einem der Fenster in der oberen Wohnung zu sich, weil sie wussten, dass ich verrückt nach den Schiffen war. Desgleichen, wenn sie auf der Ter-

rasse zu tun hatten, wo ein alter Waschzuber stand, wie man ihn früher hatte, ehe die Waschmaschinen aufkamen, mit einem geriffelten Holzbrett und einem großen Stück Wäscheseife. Dann drückten sie mir einen Lappen in die Hand, und ich war glücklich und zufrieden, wenn ich ihn, tief über den Zuber gebeugt, auf dem Waschbrett rubbeln konnte. Auch riefen sie mich herbei, bevor die Kuckucksuhr, die die Johnsons selbst aus der Schweiz mitgebracht hatten, zwölf Uhr läutete. Schon zehn vor zwölf setzte ich mich davor und wartete, dass dieser kleine wunderliche Vogel herauslugte.

Mrs. Johnson war die Tochter eines Bauunternehmers, und hier in der Marina nannten die Leute sie *unu priogu resuscitau* – wörtlich »eine auferstandene Laus« –, Neureiche im Volksmund. Ihr Vater war, aus armseligen Verhältnissen stammend, zu Geld gekommen, indem er lauter triste, graue quadratische Häuser baute, umgeben von gestutztem Rasen, auf dem hie und da ein mickriger Baum stand, dessen Krone ebenso quadratisch und grau und trist war wie das dazugehörige Haus. Doch Mrs. Johnson hatte anscheinend nicht in einem von ihrem Vater errichteten Gebäude leben wollen, sondern es vorgezogen, eine Wohnung in der Marina zu kaufen. Es hieß, dass die letzten Besitzer unser Haus hatten loswerden wollen, um dem Fluch ein Ende zu bereiten, der die Frauen der Familie dazu verdammt hatte, wie Gefangene darin zu leben und der Liebe zu entsagen. Mit den beiden letzten Erben erlosch auch der Nachname, und mit der Teilung des Hauses und dem Verkauf der Wohnungen endete

schließlich auch ihre Familiengeschichte. Die Erben hofften, dass sich darin künftig heiterere Geschichten zutragen würden. Ich bin gespannt, ob die unseren, die der neuen Bewohner, es tatsächlich sein werden.

Es ist ein prächtiges ehemaliges Patrizierhaus in einem Viertel, wo es sonst nur ärmliche Häuser gibt, und besteht aus zwei L-förmigen Flügeln, die sich um den Innenhof zu einem Hufeisen fügen. Je eine Längsseite geht auf den Innenhof und die andere entweder zum Hafen oder auf die Nordseite des Marina-Viertels, während die beiden kurzen Seiten auf einen kleinen Platz blicken. Vom Innenhof führt eine Treppe mit Steinbalustrade in den ersten und einzigen Stock des Hauses, zur Wohnung der Johnsons, jene Treppe, die die kleinen Fenster der Wohnung verdeckt, die früher die Bediensteten beherbergte und jetzt Anna und Natascha. Die Johnsons besitzen ein ganzes Stockwerk und können in alle Richtungen schauen, auf den Innenhof, das umliegende Viertel und aufs Meer. Ihnen gehört auch die frühere Dienstbotenwohnung, die mit der Treppe davor, in der jetzt Anna und Natascha wohnen. Nur die Johnsons können sowohl durch den Haupteingang wie auch durch den Hof in ihre Wohnung gelangen, während Anna und Natascha ihre Wohnung ausschließlich über den Hintereingang erreichen. Wie die restlichen Parteien benutze ich den Haupteingang an der Straße. Ich wohne in dem L ohne Meerblick. Ein langer Flur trennt die Zimmer zur Rechten, die auf die Straße hinausgehen, von jenen zur Linken mit Blick in den Innen-

hof. Von der Küche und dem Bad aus kann ich in das gute Zimmer von Anna schauen, das sie genau so auf Sardisch nennt – *s'aposentu bonu*. Von meiner Wohnung mag ich am liebsten das Badezimmer mit seinen weißen und schwarzen Fliesen, der Sitzbadewanne, den zwei identischen kleinen Schränkchen, den zwei Spiegeln, einem selbst gebauten Regal für Shampoo, Fön, Handtücher und solche Sachen, und einer Sitztruhe, in der man Reinigungsmittel und Putzlappen verstauen kann. Die Zimmer rechts vom Flur, die zur Straße, sind mit altmodischen Möbeln aus den Fünfzigern ausgestattet, aus der Zeit, als meine Tante und Mama noch klein waren. Das Schlafzimmer ist aus hellem Holz, und ein großer Schrank mit Spiegeltüren nimmt eine ganze Längsseite ein. Im Esszimmer steht an der einen Wand eine Kredenz und an der gegenüberliegenden eine dazu passende kleinere Anrichte, und im Wohnzimmer ein rotes Sofa mit flauschigem Wollbezug. An den Wänden hängen Fotografien von Mama und meiner Tante, als sie noch Mädchen waren, und von mir und meinen Cousins und meinem Onkel, ebenfalls lauter Kinderfotos. Würde jemand, der unsere Familie nicht kennt, die Fotos betrachten, wüsste er nicht, wer früher und wer später geboren wurde, wer die Kinder und wer die Eltern sind, und es bliebe seiner Fantasie überlassen, sie zeitlich einzuordnen.

»Ich will nicht, dass du so oft bei den Dienstmädchen der Johnsons bist«, warf mir meine Tante vor. »Sonst verlernst du noch Italienisch, wenn du während der Sommer-

ferien nur Sardisch hörst. Und stell nicht so viele Fragen. Was musst du immer die Nase in die Angelegenheiten anderer Leute stecken?«

Weil ich hoffte, ich könnte die Dinge, die mir seit Papas Selbstmord und Mamas Flucht in den Wahnsinn unbegreiflich waren, besser verstehen, wenn ich Tatsachen sammelte und zusammenfügte – einfache, nackte Tatsachen. Aber gibt es das, einfache, nackte Tatsachen?